

Zeitschrift: Illustrierte schweizerische Handwerker-Zeitung : unabhängiges Geschäftsblatt der gesamten Meisterschaft aller Handwerke und Gewerbe

Herausgeber: Meisterschaft aller Handwerke und Gewerbe

Band: 32 (1916)

Heft: 17

Artikel: Die Kunst der Glasmalerei

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-576679>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

3-3½% für Hartguß- und Walzaspahlt, 2½% bei Stampfaspahlt, Trottoirkleinpflaster bis 10%, Fußweg, Riesweg bis 15%.

Lange horizontalen auf längere Strecken sind zu vermeiden. Wenn die Schale sehr glatt ist, genügt für die oberirdische Entwässerung eine Steigung von 3—4—5%. Man kann sich ja auch mit einer sägesförmigen Anlage behelfen, aber die sieht nicht gut aus.

Die unterirdische Entwässerung. Wenn das Gelände wenigstens $2\frac{1}{2}$ m über dem Hochwasser steht, wählt man das Mischesystem, sonst das Trennsystem; bei letzterem sollte man $1\frac{1}{2}$ —1 m über dem Hochwasser sein.

Im hügeligen Gelände ist die konkave Linie vorteilhaft; schon mit 25 cm auf 100 m erzielt man eine gute Wirkung. Die Gerade wirkt hart, die Konvexe ist zu vermeiden. Bei starken Steigungswechseln sind Richtungsänderungen vorzunehmen, Plätze einzuschalten, Bauwerke vorzustellen, die Richtungen zu versetzen und dergleichen mehr. Bei der Festlegung der Niveuletten wird man nicht jede Straße für sich allein behandeln, sondern gleich für ein größeres, zusammenhängendes Gebiet sie in einem übersichtlichen Plan zusammenstellen. Wenn man noch die Straßenschnitlinien, die Terrainlinien und die Bogenenden einzzeichnet, erhält man ein gutes Bild von der künftigen Anlage.

Das Querprofil richtet sich nach der Straßenbreite und der Bauflucht. Bei der Bemessung der Breite ist auf genügende Belichtung zu achten; der Bauabstand sollte mindestens gleich der Gebäudehöhe sein. Ausnahmen mit kleineren Abständen sind in alten Quartieren nicht zu vermeiden. Bei der Anlage von Borgärten, von Rasen- und Gartenstreifen muß man sich klar sein, ob sie bleibend sind oder für eine spätere Straßenverbreiterung in Anspruch genommen werden sollen. In Nebenstraßen werden die Borgärten meistens bleibin, sie sind wenigstens 3 m, eher 4—5 m breit anzulegen. In Verkehrsstraßen müssen sie möglicherweise weichen, also legt man sie schmäler an und siedigt den Platz ein, oder man versieht ihn mit dem gleichen Belag wie die Fahrbahn bzw. das Trottoir.

Bor- und Rückspünge, Vorbauten und dergl. beleben das Straßenbild. Bei Wohnstraßen wird man sofort auf den endgültigen Ausbau halten; bei Hauptstraßen kann neben dem endgültigen auch ein vorläufiges Querprofil in Frage kommen. Der vorläufige Ausbau ist billiger; der spätere vollständige Ausbau tritt ein bei großer Verkehrszunahme. Immerhin soll das endgültige Profil von Anfang an festgelegt sein, damit man bei der Anlage von Borgäerten und Baumpflanzungen darauf Rücksicht nehmen kann.

Bet der Verbreiterung von Straßen in alten Quartieren wird man möglichst nur alte Häuser entfernen und im übrigen das alte Straßenbild, sofern es schön ist, möglichst bewahren.

Die Straßenbreite richtet sich nach dem zu bewältigenden Verkehr. Man hat zu rechnen: für ein Fuhrwerk 2,50 m (bei mehreren je 2,25 m), für eine Person 70 cm (mit Schirm 1,10 m), für ein Tram-Doppelgeleise 4,50 m, für Überlandbahnen 3,20 m. Bei Wohnstraßen wählt man $4\frac{1}{2}$ m Fahrbahn und $1\frac{1}{2}$ m Trottoir; geräumiger ist $5 + 2$ m. Wenn man sehr sparen muß, kann man sich mit einselliger Steigung und mit einer einzigen Schale behelfen. Bei Verkehrsstraßen ohne Bäume rechnet man für 2 Fahrrichtungen und je ein Fuhrwerk am Randstein mit 9–10 m Fahrbahn, das Trottoir entsprechend mehr, $3 - 3\frac{1}{2}$ m. Sind Baum- pflanzungen in Aussicht genommen, sollte das Trottoir wenigstens 5 m breit sein. Bei Tramstraßen rechnet man mit $7\frac{1}{2}$ –8 m, wenn die Schienen einsellig, und

mit $9\frac{1}{2}$ —10 m Fahrbahn, wenn sie in der Mitte liegen, so daß noch je ein Streifen übrig bleibt für Fußverkehrshalt. Bei noch größerem Verkehr wählt man einen freien Mittelfreisten, mit Baumallee, Reitweg usw.

Die verschiedenen Leitungen werden verlegt: die Kanalisation in der Mitte, $3\frac{1}{2}$ —4 m tief; Gas und Wasser seitlich, 1,0 bzw. 1,5 m tief, die Kabel in die Trottoirs. Bei sehr breiten Straßen legt man die Leitungen doppelt und in die Trottoirs; und wo Untergrundbahnen bestehen, erstellt man für die Leitungen besondere Galerien. Für die Straßenbaubehörde wie für die betreffenden Werke ist es vorteilhaft, genaue Pläne zu erstellen über die Haupt- und Zuleitungen, samt Angabe von Durchmesser, Überdeckung usw.

Radt- und Radwege werden nur in großen Städten erstellt; Radwege 1,5 m breit für eine und 2 m breit für zwei Fahrrichtungen; Radwege 3 bzw. 5 m breit. Die Radwege haben sich am besten bewährt, wenn man eine 2-3 cm starke, geierte Rieseldecke auf einer 10 cm starken Rieselunterlage aufbrachte. (Fortsetzung folgt.)

Die Kunst der Glasmalerei.

Über die Kunst der Glasmalerie schreibt Herr Gemeindebaumeister A. Ramseyer in Herisau in der „App. Ztg.“: Es besteht die Absicht, die im Bau begriffene Friedhofskapelle mit künstlerisch guten Glasmalereien auszustatten und es sind für die Verwirklichung dieses Wunsches bereits in verdankenswerter Weise verschiedene Dediaktionen eingegangen.

Es mag nun nicht unangebracht erscheinen, bei dies*m*
Anlaß die Geheimnisse dieses eigenartigen Kunstweiges
auszubreiten, schon aus dem Grunde, weil diese edle
Kunst leider schon zur Seltenheit geworden, glücklicher-
weise aber da und dort im Aufflackern begriffen ist, und
weil sich gar viele einem vollständig falschen Begriff der
Glasmalerie hingeben. Nirgends kann man so leicht auf
Abwege geraten wie gerade hier; ist doch keine Kunst,
auch nicht die sonst eng begrenzte Architektur, so strengen
Regeln unterworfen, an die sich zu halten eine unbedingte
Notwendigkeit bedeutet. Die zu besprechende Technik kann
bis auf das frühe Mittelalter verfolgt und nachgewiesen
werden. Ihre Entstehung beruht wohl auf Erwägungen
praktischer Natur, indem in jener Zeit die zur Anwen-
dung gekommenen, mit Öl getränkten Häute, sowie die
bis auf Kartonstärke geschlossenen bunten Marmorplatten
durch das später erfundene Glas ersetzt wurden. Der
Chor von San Miniato in Florenz weist heute noch
solche dünne Marmorscheiben auf, durch die das Licht nur
spärlich, aber in prächtig abgedämpfter Stimmung in
die Kirche dringt.

Da nun anfänglich größer dimensionierte Glasschelben nicht hergestellt werden konnten, so wurden die gewönen kleinen Schelben einfach aneinander gereiht und durch Bleiguss miteinander verbunden. Größere Glasschänen kamen erst im 19. Jahrhundert zu Stande, und man hat heute noch Gelegenheit, in den Schlössern des 18. Jahrhunderts zu beobachten, wie bei größeren Spiegeln die Schelben gestoßen und mit einer Art von Metten an der Wand befestigt sind. Auch die kleine Sprossenteilung der Fenster im genannten Zeitraum, die seit einigen Jahren vielfach Nachahmung findet, hatte damals ihre praktische Begründung, weil größere Schelben als Lurgus angefertigen werden müssten. Eine erste wesentliche Erfindung in der Glasmalerei war also das Zusammensezten der Glassstücke mit den sogenannten Bleiruten. Die Bleiruten wurden erst gegossen, später kam der Bleizug auf, wobei die Verbleitungsfstreifen maschinell durch Preßung hergestellt werden. Man kann näherungsweise die Zeit

der Erfindung des sogenannten Bleitzuges feststellen, und so hatte man ein Mittel in der Hand, Fälschungen von Glasmalereien konstatieren zu können. Dies ist zwar auch bereits den Herren Fälschern bekannt geworden und gehen diese einer genauen Prüfung einfach aus dem Wege, indem sie Imitationen aus der Frühzeit mit gegossenen Bleiruten versehen.

Schon aus der ersten Periode der Glasmalerei ist uns ein von Hand geschriebenes Lehrbuch erhalten. Es ist dies das Werk eines Mönches Theophilus, das Angaben über sämliche damals in den Klöstern üblichen Zweige der Kunst und des Kunstgewerbes enthält. Die Klöster waren zu jener Zeit die Ausgangs- und Geburtsstätten der Kultur. Wir können heute konstatieren, daß manche der von obigenannten Mönche aufgestellten Regeln jetzt noch Anwendung finden. In späteren Jahren trat zwar eine Verfeinerung der Technik ein, leider aber nicht immer zum Vorteil der Kunst, sie nahm vielmehr den früheren Werken den einfachen und großzügigen Charakter und artete so ins Kleine und Kleinliche aus: wir werden erfahren, daß dies hauptsächlich bei der Glasmalerei der Fall war.

Es ist eine Streitfrage, und man ist sich bis zum heutigen Tage nicht darüber klar, welche Fenster als die ersten erhaltenen Glasgemälde betrachtet werden müssen, indessen teilen hiebei zwei Fenster im Hochschiff des Domes zu Augsburg den Ruhm von Erstlingswerken. Die Technik dieser beiden Fenster ist allerdings eine sehr beschädigte und primitive: Kleine farbige Glassstücke sind mosaikartig zu Heiligenfiguren zusammengefügt, von Kontrur und Schattenwirkung ist wenig Gebrauch gemacht. Die ganze Frühzeit kannte als einzige Farbe nur das Schwarzlot, das zum Auftragen der Zeichnung auf die einzelnen weißen und farbigen Scheiben benutzt wurde. Die Glasmalersfarben sind Metalloxyde und werden eingebrannt. Die französischen Kathedralen weisen eine größere Anzahl Werke aus der Frühzeit auf; auch in Deutschland und Österreich sind solche aus derselben Periode zu finden.

In der Schweiz erlebte die neue Kunst eine freudige, verständnisvolle Aufnahme, doch sind aus der „Jugendzeit“ der Glasmalerei mit Ausnahme der Rose in der Kathedrale zu Lausanne bedeutendere Werke nicht erhalten, es mögen manche in den verflossenen Jahrhunderten durch Brand oder Bilderstürme usw. zerstört worden sein. Beachtenswert sind in der nun folgenden Periode der Hochgotik die Fenster der Klosterkirche zu Königsfelden bei Brugg zu nennen und aus noch späterer Zeit diejenigen im Chor des Berner Münsters. Letztere sind ein Teil der letzteren durch Hagelschlag zerstört, aber bald in der damals üblichen Technik wieder erneuert worden. Auch kleine, oft unbeachtete Kirchen beherbergen bedeutende Glasgemälde, wie z. B. diejenige in Köniz bei Bern, Blumenstein bei Thun, Staufenberg bei Lenzburg und die prächtig gelegene alte Schloßkirche in Spiez.

Die Darstellungen, die bei den Glasgemälden zur Verwendung gelangenden Motive sind ganz verschiedener Art. Entweder herrscht das reine Pflanzenornament vor, später durch Tierfiguren bereichert, oder wir finden vorzugsweise Heiligenfiguren, mit Nischen und Baldachinen zu einer Einheit kombiniert, reduzierte Architekturen der betreffenden Periode darstellend. Häufig verwendet wurden auch ganze Heilengruppen biblischen Inhaltes und Darstellungen aus den Heiligenlegenden. Der Zyklus ist stets gemäß der Biblia pauperum ein ähnlicher, der Bibel der Armen folgend. Damit sind nicht die Armen an Gut, sondern an Geist gemeint, diejenigen, die des Lesens unkundig sind. Die Reihenfolge der Bilder für die Armenbibeln wurde schon in der frühromanischen

Periode von Rom aus bestimmt. Sie enthält jeweils ein Bild aus dem alten Testamente und als Gegenstück ein oder zwei solche aus dem neuen. Dieser Bilderzyklus hat sich in den Darstellungsarten durch Jahrhunderte hindurch in den Wand- und Glasmalereien erhalten, wir finden ihn auf Teppichen, in handgeschriebenen und gedruckten Büchern, auf Schnitzereien und an Chorstühlen.

Eine weitere Art der Glasmalerei ist die „Grisaille“-Technik. Da verschiedene Mönchsorden im Mittelalter mit ihren Kirchenbauten offenbar Luxus traten, so erhielt der neugegründete Cisterzienserorden strenge Vorschriften. Die Kirchen durften deswegen keine Türme, sondern nur Dachreiter erhalten, und was uns hier besonders interessiert, die farbigen Glassfenster wurden ganz verboten. Die kunstbedürftigen Mönche nahmen nun Zuflucht zu den Ornamentfenstern, indem sie auf weißes Glas mit Schwarzlot Ornamente auftrugen. Die ersten Fenster dieser Art sind ganz eigenartig und in den Cisterzienser-Abteien in Altenberg bei Köln und Heiligkreuz bei Wien zu finden; bei letzteren beobachtet man schon kleine, farbige Zwischen eingefügt. Bald wurde das Verbot noch mehr durchbrochen. Die heute zur Verwendung kommenden Bilder in der Grisailletechnik sind meistens durch Achen mit Flüssäuren oder mit Sandstrahlgebläse hergestellt.

Alle die bisher erwähnten Verglasungen werden als Monumental-Glasmalereien zusammengefaßt im Gegensatz zu den sich in der Spätgotik und Renaissance immer mehr sich verbreitenden Kabinettsscheiben. Diese sind vorzugsweise für profane Räume in Rathäusern, Schlössern und besseren Bürgerhäusern bestimmt. Die Kabinettsscheiben haben in der Schweiz eine solche Ausbildung und Verbreitung gefunden, daß sie unter dem Namen „Schweizerische Scheiben“ auch im Auslande besondere Beachtung fanden, und im Gegensatz zu den Monumental-Glasmalereien so bezeichnet wurden.

Die Technik hatte bald weitere Fortschritte zu verzeichnen. Neben dem Schwarzlot tritt als zweiter Glassatz oder Auftragsfarbe das Silbergeld in die Erscheinung und schließlich werden alle andern Farben als Auftragsfarben hergestellt. Die früheren Meister verfügten nur über rotes Überfangglas, später kamen Überfänge in allen Farben vor; durch Abschleifen des Überfanges und Be malen dieser Stellen mit Glassäcken konnten alle möglichen Wirkungen erzielt werden. Die Damaskierung, die bei den Kirchenverglasungen mit Stoffmustereinlagen und Mäzwerkzeichnungen beginnt, wird bei den Kabinettsscheiben immer feiner und zierlicher. Mit dem 16. Jahrhundert kommen an Stelle von Mäzwerkdamaskierungen Renaissanceranken.

Auch der Stoff der Darstellung ist ein anderer geworden; bei weitaus dem größten Teil der Scheiben ist das Wappen die Hauptfache. Nicht daß diese Wappen nicht schon früher bei alten Kirchenfenstern zu finden gewesen wären. Da meistens ganze Fenster gefügt wurden, findet man schon damals, allerdings nebensächlich behandelt, irgendwo in einer Ecke Intend, den Stifter, oft als Wappenhalter seines eigenen Hauses oder Familienwappens. Die überaus große Wappensfreudigkeit im 16. Jahrhundert beweisen heute noch die vielen erhaltenen Wappen von Städten und Dörfern, von Bünsten, Klöstern, Adeligen und Bürgern, ausgeführt in allen nur erdenklichen Materialien, in Stein gemeißelt oder in Holz geschnitten, gemalt oder gewoben, oder vorzugsweise in Glasbildern. Im Chor der Lorenzenkirche in Nürnberg finden wir ein Fenster aus dem 16. Jahrhundert nur aus einzelnen Wappen des deutschen Reiches zusammengesetzt.

Zu der großen Verbreitung der Kabinettsscheiben trug die Sitz des Stiftens solcher Scheiben ganz wesentlich

bei, und es wäre eine begrüßenswerte Errungenschaft, wenn heute die Kabinettsschelbe als Schützenpreise und bei Turnfesten usw. wieder mehr zu Ehren gezogen würde. Diese Sitte haben wir heute eine reiche und wertvolle Sammlung von Glasmalerien zu verdanken. Bei öffentlichen Gebäuden wurden die einzelnen Kantone oder Stände, bei Kirchenbauten die benachbarten Kirchengemeinden angegangen. Die damals bei der Schweiz beglaubigten Gesandten schlossen sich jeweils ebenfalls an. Das Geschenk erfolgte hier im Namen des Herrschers des betreffenden Staates, das Wappen der Gesandten ist gewöhnlich klein beigefügt. Solche Schelben sind noch erhalten, so von Philipp II. von Spanien, von verschiedenen französischen Königen und von Ferdinand I. von Deutschland. An Ort und Stelle ist noch der ganze Zyklus von Wettingen erhalten, der berühmte Zyklus von Muri (Argau) befindet sich zum Teil im Gewerbe-museum in Aarau, zum Teil im Kloster selbst und in Gries bei Bozen (Tirol). Auch das Landesmuseum in Zürich besitzt einen prächtigen Klosterzyklus. Da besonders Behörden um die Schenkung von Schelben angegangen wurden, so machte man solche auf Vorrat. Diese eigentlich für Kreuzgänge, Zimmer und Ratssäle berechneten Schelben wurden auch an Kirchen geschenkt und kommen diese in Landkirchen äußerst vornehm zur Geltung, besonders die in größerem Maßstab gehaltenen aus dem 16. Jahrhundert. Erwähnenswert sind diejenigen in den Kirchen Sumiswald und Lauperswil im Emmental. Im 17. Jahrhundert wurde der Maßstab zu sehr verkleinert, so daß die Bilder an Wirkung natürlich einbüßten und sich nur mehr für Privathäuser eigneten.

Bald ging es mit der Glasmalerei, wie ja überhaupt auch in andern Gebieten, abwärts und der Aus- spruch eines großen Meisters, „Die Technik hat schon mehr als eine Kunst zugrunde gerichtet“, kommt auch hier zu seinem Rechte. Neben der allzu großen Verfeinerung der Technik begegnet man dem weiteren Fehler, die Motive der Tafelmalereien mit allen Regeln der Linear- und Luftperspektive, mit allen Licht- und Schatten- werten auf das Glas zu übertragen. Es ist dies eine Entartung, die noch heute in den Köpfen selbst der Glasmaler spult, die nicht zu wissen scheinen, daß diese Kunst in erster Linie flächenhaft, ornamental wirken soll, ähnlich einem farbigen Teppich.

Im Auslande feiert die monumentale Glasmalerei noch eine Art Nachblüte. In Deutschland und hauptsächlich Belgien sind Beweise der Spätzeit, meist große Figurenkompositionen, noch vorhanden, in Belgien einige davon schon der Kriegsfurie zum Opfer gefallen. Die Glasmalerei überlebte sich bald. Wenn sie in der romanischen Stilperiode die damals übliche Wandmalerei verdrängte, so war dies später umgekehrt wieder der Fall, und an ihre Stelle traten wiederum die reichen Wand- und Deckenmalereien, die Altarbilder und die Stuckdekorationen in Profan- und Kirchenräumen, und um die Wirkung dieser Werke zur vollen Geltung zu bringen, benötigte man möglichst helle Fenster, die dem Licht ungehinderten Durchlaß gewährten. Die letzten Ausläufer der großen Kunst sind die geschliffenen und geätzten Glasscheiben ohne jede Farbengebung.

Man mag sich nun noch fragen, wem man die vielen noch erhaltenen Werke der Glasmalerei zu verdanken hat. In der Frühzeit, als die Klöster die Glassgemälde selbst fertigten, waren ohne Zweifel alle Arbeiten in wenigen Händen vereinigt. Der Ausführende war auch der entwerfende Künstler. Später kam eine Trennung zu Stande, indem sich Künstler und Unfertiger spezialisierten. So wird Holbein schon die schöne Mantelmadonna in der Domherrenhalle in Eichstätt zugeschrieben, nach-

gewesenermaßen hat er in Basel eine ganze Anzahl Entwürfe für Tafelschelben geschaffen. Auch **Manuel** arbeitete für Glasmaler. Das Urheberrecht war damals auch nicht so ausgebildet wie heute, die Glasmalermeister änderten die Entwürfe bei neuen Aufträgen nach Belieben, andere kopierten dieselben. Holzschnitte, Kupferstiche, Gemälde bekannter Künstler wurden als Motiv benutzt. Den Einfluss der Holzschnitte kann man besonders gut feststellen, indem bei vielen Schelben die Schatten in Strichmäntel aufgetragen wurden, wie dies in der graphischen Kunst üblich ist.

Ein Wiedererwachen des Interesses kann man erst vom 19. Jahrhundert an konstatieren. Private Sammler und die öffentlichen Museen lauften die alten Schätze nach und nach auf. Die Ausländer kamen uns aber zuvor und so ist leider viel Wertvolles der Schweiz entzogen worden. Mit großer Mühe ist es gelungen, einige dieser „Auswanderer“ wieder zurückzuverwerben. Mit dem Wiederaufblühen der Kunst im allgemeinen kommt auch die Glasmalerei wieder mehr und mehr zur Geltung und so sind in den letzten Jahren verschiedene begrüßenswerte Stiftungen zu verzeichnen. Die schweizerischen Universitäten schenkten derjenigen von Leipzig ein Fenster mit den Wappen der Universitätsstädte und Kaiser Franz Joseph von Österreich hat für die Habsburg einige Schelben gestiftet. Auch im Kantonsrats-Saal in Herisau befinden sich bekanntlich einige wohlgelungene Wappenscheiben der appenzellischen Gemeinden.

Verschiedenes.

Die „Gesellschaft zur Erhaltung des Engadiner Museums“ gelangte an die Gemeinde St. Moritz mit dem Gesuche, das Museum zu übernehmen. Damit sollte der Bedingung entsprochen werden, die der Bundesrat seinerzeit an die Gewährung einer Bundessubvention geknüpft hat, und die dahin geht, daß das Museum in öffentlich-rechtlichen Besitz übergehen müsse. Die bisherigen Aufwendungen für das Museum betragen 470,000 Franken; die Summe ist abbezahlt bis auf einen Rest von 5000 bis 15,000 Fr. Die Gemeinde fand sich dermalen nicht in der Lage, das Institut und das damit verbundene Ristito (Unterhalt und Restzahlung) zu übernehmen. Sie gelangt ihrerseits an den Kreis mit dem Gesuch, an ihre Stelle zu treten, wobei sie darauf hinweist, daß das Museum als Denkmal engadinisher Volkskultur allgemein engadinisches Interesse besitzt und daß sie schon durch das Segantini-Museum belastet ist. Der Kreisrat hat beschlossen, das Gesuch in empfehlendem Sinne an die Gemeinden zu leiten.